

Capricci salernitani

Aus dem Leben eines staatlich geprüften deutschen Dummkopfs

VON DIETMAR VOSS

Als die Preise für Wohnraum an der Golf- und Amalfiküste für ihn unbezahlbar wurden, hatte es den deutschen Lehrer an diesen Nichtort verschlagen: Fratte, ein Vorstadtquartier von Salerno. Er suchte Trost, indem er sich an Geschichtsphilosophen aus seinem Heimatland erinnerte, die in mediterranen Vorstädten revolutionäre Energien, einen latenten Ausnahmezustand gewittert hatten. Sollte er nicht gerade hier jene »Porosität« des italienischen Südens, wo Kräfte des Volkes die glatte Fassade bürgerlichen Lebens durchstoßen, verdichtet erleben können? Einmal traf der Deutsche tatsächlich Agenten einer ver-

borgenen Gemeinschaft: zwei blasse Jugendliche in schwarzer Lederkluft, die Schutzgelder kassierten. Als er den Laden betrat, glitt ein Bündel Banknoten blitzschnell in eine Hosentasche, worauf die jungen Männer den Einzelhändler herzlich verabschiedeten und auf ihrem Motorrad verschwanden.

Doch hatte Fratte auch schillernde Gestalten zu bieten. Jeden Morgen taucht auf der Piazza ein Müßiggänger im tadellosen Konfektionsanzug mit Weste und Krawatte auf. Mit gewichtiger Miene spielt er den umtriebigen Geschäftsmann, redet am Handy über Geschäfte, die er weder hat noch macht, kal-

kuliert sie am Taschenrechner noch einmal durch, pendelt eilig zwischen Cafés, Bank- und Postfilialen. Dann der Mann im weißen Mantel: Er lauert auf Bürgersteigen, in Läden und Bars, um Passanten, Kunden oder Händler in geheimnisvolle Gespräche zu ziehen, ein komplizierendes Flüstern mit beschwörenden Gesten, verstohlene Blicke nach rechts und links, um lästige Zeugen abzuwehren. Der Besitzer der Reifenwerkstatt am Stadtausgang, die immer, auch sonntags, geöffnet hat, spricht kaum. Eine kleine rundliche Gestalt, die durch den aufgeplusterten Monteursanzug noch betont wird, ein mechanisch schaukelnder Gang: Dadurch wird die Reklamefigur der Firma, deren Reifen er verkauft, lebendig – das kugelige Gummimännchen von Michelin. Tagaus tagein sitzt der einbeinige Zigarettenverkäufer auf seinem Schemel am Straßenrand, mit braungebranntem Gesicht, schmieriger Haut, bierumnebeltem Hirn. Unzählige Male vertraute er dem Deutschen an, wie er einst sein Bein verlor bei Opel in Rüsselsheim. Eines Tages ist er verschwunden; die »guardia finanza«, heißt es, habe ihn einkassiert. Den leeren Schemel hat man am Straßenrand stehen lassen. Niemand rührt ihn an.

Gefragt nach seinem Beruf, antwortet der Deutsche korrekt, er sei »lettore« an der Universität von Salerno. Die ungläubige, reflexhafte Frage, ob denn auf der Universität nicht alle lesen könnten, pariert er selbstgefällig mit dem Hinweis, er könne auch noch schreiben. Die Ironie versteht niemand. Die erste inheimische Freundin des deutschen Lehrers war, wenig überraschend, eine Lehrerin, und zwar praktischerweise eine italienische Deutschlehrerin. Sie sympathisiert mit der Rifondazione Comunista, verachtet den »snobismo« der bürgerlichen Intellektuellen, ist dafür, à la Pasolini, den volkstümlichen Verwurzelungen der Sprache zugetan.

Auf ihren langen, gleichsam paarungsvorbereitenden Spaziergängen gehen sie zum Beispiel von der Sprach-

forschung aufgeworfenen Frage nach, warum in idiomatischen Wendungen des Italienischen eine genitale Metaphorik vorherrscht – »Che cazzo vuoi?«, »Non mi rompere le palle!« –, während in deutschen Redensarten eine fäkale oder jedenfalls auf die Ausscheidungsorgane bezogene Metaphorik den Ton angibt. Fachlich begeistert nimmt die Lehrerin die semantische Palette von Sprechakten wie »Das geht mir am Arsch vorbei« oder »Piss mir nicht ans Bein« auf, während ihr deutscher Kollege besser verstehen lernt, was es bedeutet, wenn ein italienischer Vater seine kleine Tochter ermahnt, sie solle ihm nicht die Eier zerquetschen, oder wenn eine italienische Frau schimpft, sie habe davon die Hoden voll.

Die Eltern der Freundin des deutschen Lehrers sind ebenfalls Lehrer, beide im Ruhestand. Jeden zweiten Sonntag laden sie das junge Paar zum Mittagessen ein. Das »pranzo domenicale« ist eine heilige Familieninstitution. Der Mann sitzt allein am Esszimmertisch, vertieft in seine Zeitung, hinter der ein knappes »buon giorno« ertönt. Er hält die Zeitung wie einen Schutzschirm gegen die eintreffenden Gäste. Dahinter befindet sich ein zweiter Schutzschirm – sein Schweigen, das er einzig nach Aufforderungen seiner Frau, vorgebracht in schrillum Befehlstönen, für rituelle Begrüßungs- oder Abschiedsformeln kurz unterbricht. Während sie emsig zwischen Küche und Esszimmer hin- und hereilt, redet seine Frau ohne Unterlass, immerzu gibt es Dinge, an die Tochter, Sohn, Schwiegertochter, Ehemann erinnert, nach denen sie gefragt, für die sie zur Rechenschaft gezogen werden müssen. Eine interessante Herausforderung an die Sprachkompetenz des deutschen Lehrers.

Ihn selbst behandelt die Mutter der Freundin, wie man das behinderte Kind eines engen Freundes behandeln würde: liebevoll nachsichtig, betont langsam sprechend. Auf dem Sideboard längs des Esszimmertisches hat die Mutter Fotos von Neugeborenen plazierte, die sie aus einer Frauenzeitschrift ausgeschnitten

hat. Sie sollen die offenbar unterentwickelten Mutterinstinkte von Tochter Lucia anregen, die mit Anfang Dreißig noch immer unverheiratet und kinderlos ist.

Nach dem Antipasto, während das obligate Nudelgericht eingenommen wird, legt der Vater die Zeitung beiseite und schaltet den Fernsehapparat ein. Es ist 14 Uhr 30, auf RAI Tre beginnt eine der beliebtesten Sendungen überhaupt: Zwei bis drei Stunden lang kann man Leute beobachten, die auf Monitoren oder im Stadion live Fußballspiele beobachten, die man selbst nicht sehen kann, Leute, die, bevor, während und nachdem sie beobachten, über das Gesehene reden beziehungsweise von den Moderatoren dazu befragt werden. B- oder C-Prominente, blonde Models und skurrile Gestalten wie Nonnen, Witzbolde, Caprifischer, Schwarze. Die klugen Sendeleiter der RAI ermöglichen somit, das heilige Familienritual des sonntäglichen Mittagessens mit dem nicht weniger heiligen Sonntagsritual des Fußballs zu vereinen. Gebannt schauen der deutsche Lehrer und der Vater seiner Freundin auf den Bildschirm.

Im Unterschied zum Familienvater verfügt der Deutsche leider nicht über einen unsichtbaren Schutzschild. Während er seine Spaghetti dreht, gleichzeitig angestrengt das Fußballgerede im Fernsehen verfolgt, ist er vor gezielten Ansprachen nicht sicher. Die Schwägerin seiner Freundin, die einige Semester Philosophie studiert hat, versucht, den Gast in ein Fachgespräch über Heidegger zu verwickeln; die Mutter seiner Freundin will durch Fragen und Anspielungen ausloten, wann endlich geheiratet, wann endlich die gemeinsame Wohnung bezogen wird. Die Eltern haben ihr Lebensziel erreicht, indem sie ihren beiden Kindern, Enzo und Lucia, jeweils eine Eigentumswohnung schenken. Allerdings kann Lucia, da unverheiratet, kinderlos und nicht einmal geschieden, selbstverständlich keinen Gebrauch davon machen. Sie würde sich damit selbst als »puttana« deklarieren und Schande über

die ganze Familie bringen. Im deutschen Lehrer sieht die Mutter eine Notlösung dieses Problems verkörpert.

Eines Morgens betritt der Lehrer sein Arbeitszimmer in der Universität (das freilich noch andere benutzen) und findet einen sonderbaren Brief ohne Absender. Darin steht etwas Nettes über die Augen des Lehrers und die Wirkung seines Blicks. Kein Name, aber eine Telefonnummer. Neugierig und geschmeichelt, versäumt der Lehrer den erwünschten Anruf nicht. Am Apparat die aufgewühlte Stimme einer Studentin. Was beruhigt: Sie hat gerade ihre Abschlussprüfung absolviert. Ansonsten hätte der Lehrer geargwöhnt, nicht sein wertvolles Selbst, sondern ein Prüfungsbeziehungsweise Notenvorteil sei das Ziel der erotischen Avancen (wie er sie im Laufe der Jahre mitunter erlebt hatte, indes mit professioneller Kälte von sich abprallen ließ). Alsbald trifft man sich in einem »Irish Pub«. Giovanna entpuppt sich als wohlgeformte Rothaarige mit rauchiger Stimme. In den Stunden des späten Nachmittags ist der Pub noch leer, schummriges Licht. Sie stürzt sich auf den Deutschen wie eine ausgehungerte Löwin. Manchmal blickt er besorgt in die Richtung, wo er den Barmann vermutet.

Der Vater Giovannas ist Gynäkologe. Er unterhält eine Hassliebe zu Deutschen, die er fürchtet und bewundert. Giovanna wiederum unterhält eine Hassliebe zu ihrem Vater, den sie fürchtet und provoziert. Einmal gesteht sie ihrem deutschen Geliebten, wie erregend sie es fände, wenn er bei der Liebe eine Naziuniform trüge, am liebsten Totenkopf-SS.

Eines schönen Tages kommt der Lehrer, wie verabredet, zur Piazza San Francesco. Er wartet auf den Bus, mit dem Giovanna ankommen soll. Als der Bus endlich verspätet eintrifft, kann der Lehrer im Menschengewühl Giovanna nicht entdecken. Der Lehrer wartet weiter, auf den nächsten Bus der Linie. Auf seinem Weg zum Rendezvous wanderte

er noch auf Wolken, malte sich das ersehnte Treffen aus. Das war falsch. Jetzt sieht sich der Lehrer als eine Art abgeklärten Existentialisten, der Zufällen gelassen begegnet, sie *sein* lässt. Er entsinnt sich, dass, wie er irgendwo las, im Reich der Liebe der Zufall regiert und Liebende sich dem Zufall anvertrauen sollten.

Der Lehrer wartet. Der nächste Bus kommt an. Der übernächste. Der Lehrer ist nun kein gelassener Existentialist mehr. Er erlebt jetzt, was er bisher nur als philosophisches Hirngespinnst kannte: Er ist in heller Panik und Angst wahrhaft vor das *Nichts* gestellt. Seine Gefühle greifen ins Leere. Lieben kann er die Ersehnte nicht mehr, die ihn – möglicherweise – schnöde versetzt, verraten hat, vielleicht sogar absichtlich quält. Hassen kann er sie aber auch nicht, hofft er doch, zunehmend verzweifelt, auf ihre Unschuld, einen unglückseligen Zufall, etwa einen Unfall in der Familie. Die Dunkelheit senkt sich über den Platz, der vor Leben wimmelt. Der Lehrer fühlt sein Ich im Strom der Menge zerbröckeln. Er bildet sich ein, seine Geliebte womöglich verfehlt zu haben, die ihn jetzt ihrerseits suche. Er heftet sich an die Fersen der einen oder anderen Rothaarigen. Er bildet sich ein, am Nichterscheinen seiner Geliebten selbst schuld zu sein, weil er sich ihr Erscheinen im Voraus ausgemalt, weil er Gelassenheit nur gespielt hatte. Schwere Verstöße gegen magische Gebote der Kindheit. Er klammert sich an einen Rest von Selbsterhaltungsinstinkt, flieht den Platz in der Angst, den Verstand zu verlieren.

Langsam braucht der Lehrer, sich von dieser Lektion zu erholen. Fachmännisch hat man ihm den Kopf verdreht. Ein, zwei Mal erliegt er der Versuchung, im Haushalt des Gynäkologen anzurufen. Eine tiefe, raue Männerstimme weist ihn ab. »Giovanna non c'è!«

Einmal sah man das Vorstadtquartier wirklich im Ausnahmezustand: Aus allen Fenstern, von allen Balkonen winkten rote Fahnen und Wimpel, bunte

Bänder und Girlanden hingen über den Straßen, jubelnde Menschen in granatapfelroten Tüchern umschlangen sich, aus dem Brunnen am Platz sprudelte blutrotes Wasser. Das ganze Viertel schien von einem dionysischen Erweckungstaumel heimgesucht, und die Zeit stand festlich still. Unerhörtes hatte sich ereignet: die Salernitana Calcio 1919 war im Mai 1998 erstmals nach fünfzig Jahren in die Serie A des italienischen Fußballs aufgestiegen. Auf einem Spruchband stand: »La mamma ci ha dato la vita, la salernitana la gioia da viverla.« Die Fußballmannschaft ist eine Muttergottheit, eine lokale Madonna, die das Leben, das die Mutter schenkt, erst lebenswert macht. Fußball ist kein Spaß, sondern ein ernstes, sakrales Geschehen, ein rituelles Spiel, das Schicksal hervorbringt. Im Jahr darauf stieg die Mannschaft Salernos wieder ab. Man witterte eine Verschwörung des Nordens. Als die salernitanischen Tifosi vom Schicksalsspiel aus Piacenza, das den Abstieg besiegelte, mit dem Sonderzug heimkehrten, zündeten sie in dem langen Tunnel, der dem Bahnhof vorhergeht, mehrere Waggons an. Im lichterloh brennenden Zug fuhren sie ein. Brandopfer für die geschlagene Göttin.

Die pechschwarzen Locken fielen an den Schläfen auf einen dichten braunen Pelzmantel aus Bisam oder Marder. Dunkle Augen blitzten neugierig, die üppig goldberingte Hand wies fragend nach oben: »A quale piano volete andare? Fate una visita?« Nein, erwiderte der Lehrer aus Deutschland mit seinem Koffer im Aufzug, einen Besuch mache er nicht, er *wohne* im sechsten Stockwerk. Da springen die Augenbrauen des noch recht jungen Mannes verblüfft nach oben: »Veramente? Che strano!« Auf die Frage des Fremden, warum das komisch sei, meint der Mann im Pelz, soweit er wisse, würden dort andere Leute wohnen. »Ma ce l'ho le chiavi!«, ruft der zunehmend nervöse Lehrer, indem er seinem Aufzugsgefährten beschwörend ein Schlüsselbund vor die Nase hält. »Vediamo.«

Vor seiner Wohnungstür angelangt, fingert der Lehrer nach dem Sicherheits Schlüssel. Seine Hand zittert, er schwitzt. Die Tür ist nicht verriegelt. Als er sie mit dem Druck der Hand, die den Schlüssel drehte, aufstoßen will, stolpert er, denn im selben Augenblick wird die Tür von innen aufgerissen. Große braune Augen starren ihm verständnislos entgegen. Sie gehören einer jungen blassen Blondine. Die Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, hält sie in der Linken ein Stück Pizza, von dem sie gerade abgebissen hat, denn ein anderes Stück hängt ihr gleichsam aus dem halboffenen Mund. Aus der Küche des Lehrers, wo die Pizza aufgebacken wurde, schallt aus dem Kassettenrekorder eine ihm wohlbekanntere Musik – Hardrock, Nirvana. Auf seinem französischen Bett hat es sich eine zweite Frau bequem gemacht, den Blick gebannt auf den Fernsehapparat des Lehrers gerichtet, wo gerade eine der beliebten Werbedauersendungen läuft.

In die rauhe, kehlige Stimme Kurt Cobains, in den kreischenden Singsang des weiblichen Werbestars von einem der Berlusconi-Sender mischt sich zunehmend ein unverständlicher Redeschwall, dessen Grundton russisch oder ukrainisch ist, mit italienischen und englischen Einsprengseln. Offenbar stammen die jungen Frauen aus Osteuropa, seit wenigen Jahren befreit vom Joch des Kommunismus, der menschlichen Wesen, wie jedermann weiß, ihre menschliche Würde abgesprochen hatte. Die nun konnte unter der Sonne des Mezzogiorno endlich aufblühen – mit tatkräftiger Hilfe von Freunden wie dem Mann im Bisampelz, der sie als ihr »protettore« vor den vielfältigen Gefahren Kampaniens beschützt, ihnen Gelegenheit gibt, selbständig ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, ihren Körper einzusetzen, um auf eigenen Füßen zu stehen.

Doch für all das zeigt der Lehrer kein Interesse. Er schreit, fuchtelte wild mit den Armen, ist sozusagen völlig aus dem Häuschen. Er stürzt, den Mann im Pelz im Schlepptau, eine Etage tiefer, klingelt Sturm an der Tür des Vermieters. Es hat

sich nämlich herausgestellt, dass der schwarzgelockte Mann nicht nur ein Freund der osteuropäischen Frauen ist, sondern auch ein Freund des Vermieters, dem er mit Rat und Tat zur Seite steht. Der Vermieter ist das schwarze Schaf des Clans der Familie Manzo. Deren Haupt, der Bruder des Vermieters, einflussreicher Anwalt, ist unter anderem Eigentümer des ganzen Palazzo, in dessen zweiter Etage er seine Kanzlei unterhält, wo die Fäden zwischen den Geschäften des bürgerlichen sichtbaren Lebens und denen eines unsichtbaren archaischen Lebens sich verschlingen und wo der deutsche Lehrer vor Jahren einen ordnungsgemäßen Mietvertrag unterzeichnet hatte. Dem zurückgebliebenen Bruder hatte der Advokat die beiden Dachwohnungen zum Vermieten überlassen, damit er ihm nicht weiter auf der Tasche liege.

Der Deutsche trommelt an die Tür des Vermieters, der, ein Mittvierziger, mit seiner Mutter und wechselnden jungen Haushälterinnen zusammenlebt. Schrilke Rufe haben den Vermieter aus dem Schlaf gerissen. Die Haare zerzaust, der Blick verschleiert, die schlabbrige Jogginghose mit einem Gürtel zusammengehalten, darunter Fettwülste, die Hose spannt im Schritt, so dass sich die Geschlechtsteile abzeichnen. Der Lehrer überschüttet ihn mit Beschimpfungen und Vorwürfen. Hatte er nicht vor einer Woche aus Deutschland angerufen, um seine Rückkehr anzukündigen? Hatte er nicht, obwohl ihn die plötzliche Erkrankung seiner Mutter daheim zurückhielt, pünktlich seine Miete überwiesen? Die kümmerliche Replik des schwarzen Schafes, es habe gedacht, sein Mieter komme nicht mehr, bringt den Lehrer völlig zum Rasen: Und all die Bücher, die Kleider, die Papiere, die Dateien, Dinge von *unersetzbarem* Wert, sollte er zurückgelassen haben?

Der Freund des Vermieters hatte diesem ans Herz gelegt, er könne doch sein Kapital, die vorübergehend mietenlose Wohnung, nicht einfach brachliegen lassen, genauso wenig wie er *sein* Kapital, das ihm schutzbefohlene Frischfleisch

aus Osteuropa, nicht einfach brachliegen lassen könne, indem er es etwa nur für den eigenen Genuss und den seiner Freunde verwendete. Es sei mehr als vernünftig, ihre beiden Kapitalien gewinnbringend zu vereinigen. Der Deutsche sei keinerlei Gefahr, da ein ausgemachter Idiot, was sich zum Beispiel darin zeige, dass er sich nicht entblödet hatte, das angemietete Appartement bei den städtischen Behörden als offiziellen Wohnsitz anzumelden, was ihm natürlich, hier mussten beide grinsen, nichts als Schereisen einbrachte, etwa die, dass er damit den Häschern des staatlichen Fernsehens ins Netz gegangen war. Im Mezzogiorno TV-Gebühren zu bezahlen ist eine Handlung, die ihren Träger als staatlich geprüften Dummkopf ausweist. Wer nicht einmal der RAI ein Schnippchen schlagen konnte, dem war rein gar nichts zuzutrauen.

»Ma allora, cosa facciamo?«, meint der Mann im Pelz. In der um die Mutter und das afrikanische Hausmädchen des Vermieters erweiterten Gruppe der aufgeregten Streitenden ist er derjenige, der kühlen Kopf und Sinn für praktische Vernunft behalten hat. Das kommt von seinem Beruf. Man beschließt, dem Deutschen im gegenüberliegenden, unbewohnten Appartement ein provisorisches Quartier zu bereiten und all sein bewegliches Gut aus der Wohnung der jungen Frauen zu schaffen. Das Telefon, das noch auf den Lehrer angemeldet ist, dessen ungeachtet den Mädchen bei ihrer Arbeit wertvolle Dienste leistete, soll mittels einer Verlängerungsschnur über den Treppenflur in das neue, behelfsmäßige Domizil geleitet werden. Großzügig überlässt der durch die Wut-und-Pa-

nik-Attacken entkräftete Lehrer seinen ukrainischen Nachbarinnen Fernseher, Waschmaschine, Kühlschrank.

Auf einer zerschlagenen Matratze in einem alten Messingbett liegt halb betäubt der deutsche Lehrer. Er zwingt sich zur Ruhe. Auf dem Boden der zu einer großen Abstellkammer verkommenen Dachwohnung türmen sich sorgfältig getrennte Berge aus Kleidungsstücken, Büchern, Aktenordnern, Küchensachen. Der Lehrer versucht, sie nicht anzusehen. Er blättert in seinem Notizbuch nach Telefonnummern früherer Freundinnen, denen er sein schweres Herz ausschütten könnte.

Der Lehrer steht an der Piazza von Fratte und wartet auf den Autobus. Sein Blick heftet sich an brüchige Fassaden alter Palazzi, ihre Farben – ocker, altrosa, graubraun – sind verwaschen, schmutzig, gebrochen. Ganz im Gegensatz zu den klaren und reinen Farben der Werbung sind es die unrein vermischteten Farben des kreatürlichen Lebens. Aus einer nahen Bar strömen Gerüche von starkem Kaffee, warmen Hörnchen und Desinfektionsmitteln. Darunter mischen sich die herben Aromen des Meeres und ein vager Gifthauch, der den Lederfabriken des Irnotals entspringt. Betäubend auch die akustische Wolke, erzeugt vom erregten, silbrig hellen Stimmengewirr der Frauen und Mädchen. Wie Vogelgezwitscher im Wald begleitete sie den deutschen Lehrer durch die belebte Stadt, auf Bus- und Zugfahrten, in den Bars und Korridoren der Universität. All das sog der Lehrer zusammen in sich auf. Eine Symphonie des Porösen. Die Empfindung des Südens.